

MARTIN A. HAINZ  
IDENTITÄT UND DEUTUNGSRESISTENZ

I

Der Wunsch, sich geschichtliche Ereignisse in eine Kausalkette zu ordnen, ist begreiflich. Eine Geschichte, die in zentralen Fragen chaotisch ist, beängstigt, ist doch jeder Blick zurück auch ein Blick nach vorne: Gerade in der Historie hat Nietzsches Diktum ohne Zweifel Gewicht, wonach Interpretation „ein Mittel [...], um Herr über etwas zu werden“<sup>1</sup>, ist. Schon ehe also ein Bild gewonnen werden soll, das für die Zukunft Perspektiven und insbesondere *eine* Perspektive geben soll, ist im Bereich des geschichtlichen Denkens das Streben nach seinem Gegenstand und dem „Optimum seiner Gegebenheit“<sup>2</sup> schon durch den nachvollziehbaren Wunsch, es werde Licht und Sinn, angegriffen.

Es kommt hinzu, daß selten zwei gleichermaßen denkbare Deutungen im gleichen Maße verführerisch sind. Nicht nur wird also ein im Grunde naturwissenschaftliches *wenn-dann*-Prinzip in die geschichtlichen Abläufe eingeführt, sondern auch gerne der attraktiveren Erzählung von Geschichte ein kaum zu begründender Vorrang eingeräumt.

II

Ein solcher Fall ist Czernowitz. Dort lebten bekanntlich zahlreiche Ethnien in einer Stadt – nicht friktionsfrei, aber immerhin recht zivil im Umgang miteinander. Diese zur multikulturellen *Miniatur-Metropole* stilisierte Kleinstadt indes war nie ein Ort, an dem Verschiedenes zu einem wenn auch heterogenen Ganzen wurde, die Synthese unterblieb, sogar innerhalb dessen, was man da sich mischen sehen wollte, gab es indes Spannungen – die „Oase der Völkerverständigung“<sup>3</sup> also ist eine Bezeichnung, die nicht wirklich zutreffend ist.

---

<sup>1</sup> Friedrich Nietzsche: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden, hrsg.v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari München, Berlin, New York: Deutscher Taschenbuch Verlag, de Gruyter <sup>2</sup>1988 – <sup>3</sup>1993 (= dtv 2221-2235), Bd XII, S.140 (im Original gesperrt)

<sup>2</sup> Hans Blumenberg: Zu den Sachen und zurück. Aus dem Nachlaß, hrsg.v. Manfred Sommer Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 2002, S.73

<sup>3</sup> Amy Colin: Einleitung. In: Versunkene Dichtung der Bukowina. Eine Anthologie deutschsprachiger Lyrik, hrsg.v. Amy Colin u. Alfred Kittner München: Wilhelm Fink Verlag 1994, S.13-24, S.21

„Man übertreibt, glaube ich, die Interferenzen zwischen den verschiedenen nationalen Gruppen“<sup>4</sup>, schreibt Kittner – und setzt fort: „Die entwickelten sich eigentlich parallel zueinander.“<sup>5</sup> So gibt es also die Rede Celans, hier sei eine Landschaft gewesen, „in der Menschen und Bücher lebten“<sup>6</sup> – doch handelt es sich freilich um eine Gegend, welche auch bloß auf der „Kinder-Landkarte“<sup>7</sup> zu finden sein könnte. Eine solche Landkarte, auf der nicht *Bukowina*, sondern *Heimat* steht und der zufolge die Heimat: *Maghrebienien* „im Herzen und in der Seele seiner Menschen“<sup>8</sup> liege, gibt es auch bei Rezzori. Historisch richtig ist die Rede von dieser Heimat als einem symphonischen Miteinander der Bevölkerungsgruppen, wenn man von der schmerzlichen Ironie der Texte absieht, kaum. Gong beschreibt deutlich das tatsächliche *Miteinander*:

„Auch hatte Czernowitz, wie Sie vielleicht nicht wissen, eine Universität, an der zu jedem Semesterbeginn die jüdischen Studenten von den rumänischen heroisch verprügelt wurden.“<sup>9</sup>

Selbst die gerne zitierten Zeugnisse wie jene Rede Celans stützen nicht, sondern widerlegen schon eher das *Idyll* Czernowitz; Ilana Shmueli formulierte rückblickend, sie trage von jener Zeit *Sprachleichen in sich*<sup>10</sup>, eine Äußerung, die sich ähnlich in den Schriften einstmaliger Czernowitzer mehrfach findet.<sup>11</sup>

<sup>4</sup> Alfred Kittner: Spätentdeckung einer Literaturlandschaft. Die deutsche Literatur der Bukowina. In: Nachruf auf die rumäniendeutsche Literatur, hrsg.v. Wilhelm Solms Marburg: Hitzeroth 1990, S.181-202, S.198

<sup>5</sup> ebda; entsprechend seine Schilderung des *kulturellen Klimas* – cf. a.a.O., S.182f.

<sup>6</sup> Paul Celan: Gesammelte Werke in fünf Bänden, hrsg.v. Beda Allemann, Stefan Reichert u. Rolf Bücher Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 1986 (=suhrkamp taschenbuch 1331), Bd III, S.185 a.a.O., S.202

<sup>7</sup> a.a.O., S.202

<sup>8</sup> Gregor von Rezzori: *Maghrebienische Geschichten* Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1998 (=rororo 10259), S.7; cf. a.a.O., S.7ff. sowie – zum Maghrebener selbst – 121ff., 140f., 148, 152 u. (natürlich) passim

<sup>9</sup> Alfred Gong: *Topographie*. In: *Das Buch der Ränder – Lyrik*, hrsg.v. Karl-Markus Gauß u. Ludwig Hartinger Klagenfurt, Salzburg: Wieser Verlag 1995, S.119-120, S.119;

cf. auch Andrei Corbea-Hoişie: *Das Bild vom Anderen: Identitäten, Mentalitäten, Mythen und Stereotypen in der Bukowina zur Jahrhundertwende*. In: *Habsburger Aporien? Geisteshaltungen und Lebenskonzepte in der multinationalen Literatur der Habsburger Monarchie*, hrsg.v. Eva Reichmann Bielefeld: Aisthesis Verlag 1998, S.41-58, S.41f.,

Andrei Corbea-Hoişie: *Czernowitz. Bilder einer jüdischen Geschichte*.

In: *Czernowitz. Jüdisches Städtebild*, hrsg.v. Andrei Corbea-Hoişie Frankfurt/M.: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 1998, S.7-26, S.18 u. Winfried Menninghaus: »Czernowitz/Bukowina« als literarischer

Topos deutsch-jüdischer Geschichte und Literatur. In: *MERKUR*, Nr 600, März/April 1999, S.345-357, S.352

<sup>10</sup> Gespräch Mitte April 2000

<sup>11</sup> cf. etwa Erwin Chargaff: *Brevier der Ahnungen. Eine Auswahl aus dem Werk*, hrsg.v. Simone Kühn

Stuttgart: Klett-Cotta 2002, S.67; cf. zu der *Bildtradition* der *Sprachleiche* – seit Nietzsche über Mauthner bis Priessnitz – auch Markus Paul: *Das Stechen der Wespen und das Beißen in die Zitrone. Satire in der realistischen Zeitschrift »Wespennest« und beim sprachkritischen Dichter Reinhard Priessnitz*.

In: *Von Qualtinger bis Bernhard. Satire und Satiriker in Österreich seit 1945*, hrsg.v. Sigurd Paul Scheichl Innsbruck, Wien: STUDIENVerlag 1998 (=Schriftenreihe Literatur des Instituts für Österreichkunde, Bd 5), S.51-72, S.66f.

Noch ehe man sich fragt, wieso das Interesse an einem Bild der Multikulturalität in dieser heute ukrainischen und denkbar fern scheinenden Stadt so groß sein mag, ist zu verstehen, wieso jene Multikulturalität denn so unmittelbar erfolgen hätte sollen. Ist ein Nebeneinander *in der Gesellschaft* (Kittner) und *im Menschen* (Shmueli) nicht schon mehr, als sonst zumeist gelang? Warum ist die These, daß sich aus der parallelen Existenz erst indirekt ein Zusatzertrag ergeben mochte, trotz ihrer Stichhaltigkeit nicht *opinio communis*?<sup>12</sup>

Schon ehe hier etwas verklärt wird, wird es erklärt, und zwar zu einfach – um des Bildes willen, das deutlich zu sein hat, das Wünschen und Projektionen folgen soll, das kurzum den Zweck zu erfüllen hat, den jene vorgeben, die der Kulturgeschichte dann auch die nötige Beachtung schenken – bloß, daß diese dann keine Kulturgeschichte mehr ist...

Wie die Momentaufnahmen, so lügen auch deren Herleitungen. Warum lebten jene Menschen verschiedener Religion, Muttersprache und Ethnie so nebeneinander, wie sie es immerhin taten? Dies ermöglichte vielleicht ein bestimmter Charakterzug des Bukowiners, doch ist schon dieser *homo bukoveniensis* eine lokale Variante des *homo habsburgiensis*, der wiederum das Produkt einer Propaganda wider den die Monarchie zerstörenden Nationalismus.<sup>13</sup> Der Schwebestand, daß das habsburgische Terrain nicht anders als in Vielfalt Einheit sein könne, hat mit den Grenzen imperialer Macht mehr zu tun, als mit einer gewollten Multikulturalität; allenfalls auf einem Umweg hat sich dieses Reich und vor allem diese Region wider – ursprünglich *auch* progressive und nicht negative – Nationalismen zur „Hochburg der Humanität“<sup>14</sup> entfaltet.<sup>15</sup>

Ist nun Czernowitz als Modell Europas bzw. Mitteleuropas geeignet? Die Idee erscheint, ist sie nur hinreichend differenziert dargestellt, absurd – oder verräterisch, denn die Frage drängte sich auf, welche Kolonialmacht da toleriere, daß in Europa mehrere Kulturen resistent gegen eine Vereinheitlichung nebeneinander und einander vielleicht auch zum Gewinn existierten. Wieviele Leitkulturen lägen in dieser Deutung quasi *übereinander*?

<sup>12</sup> cf. zu dieser These den glänzenden Aufsatz von Klaus Werner: Waren die Bukowina und Galizien »inter«kulturell? Anmerkungen zu einer Debatte. In: Literatur und Kritik, Nr 353-354, Mai 2001, S.39-51, S.39ff.

<sup>13</sup> cf. Martin A. Hainz: Vorwort. In: Stundenwechsel. Neue Lektüren zu Rose Ausländer, Paul Celan, Alfred Margul-Sperber und Immanuel Weißglas, hrsg.v. Andrei Corbea-Hoisie, George Guțu u. Martin A. Hainz Iași, Konstanz, București: Editura Universității »Al. I. Cuza«, Hartung-Gorre Verlag, Editura Paideia 2002 (=Jassyer Beiträge zur Germanistik IX · GGR-Beiträge zur Germanistik, Bd IX), S.8-9, S.8

<sup>14</sup> Helmut Rumppler: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie Wien: Ueberreuter 1997 (Österreichische Geschichte 1804-1914), S.15

<sup>15</sup> cf. auch Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Erstes und zweites Buch, hrsg.v. Adolf Frisé Reinbek/Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1995 (=rororo 13462), S.33

Ansonsten ließe sich nur dies von Czernowitz sagen: Es sind stets „die Umwege [...], die der Kultur die Funktion der Humanisierung des Lebens geben“<sup>16</sup>... Wie das realistische Bild ist die realistische Herleitung dessen, was war, unbefriedigend.

Was hier noch gar nicht erwähnt wurde, ist, daß Czernowitz keinesfalls mit seinem Umfeld verwechselt werden darf, wo ein völlig anderes Bild das richtige ist:

„Sitten und Gebräuche beider Völker (der Rumänen und der Ruthenen, M.H.) sind urwüchsig; allenthalben herrscht der Aberglaube: die Furcht vor Teufel, Hexen und bösen Geistern, vor und beherrscht die Ideenwelt der Landbevölkerung“<sup>17</sup>,

heißt es in einem Bericht von 1907/1908. Czernowitz selbst war eine Kleinstadt mit 68.000 Einwohnern, die latent von diesen Bauern der Gegend (die Bukowina insgesamt hatte rund 730.000 Einwohner) geradezu bedroht war – in der Tat soll es unter der Landbevölkerung die Idee gegeben haben, die reiche Stadt zu plündern...<sup>18</sup> Von der „Brisanz der ungewöhnlich raschen Entwicklung der städtischen Strukturen in Czernowitz“<sup>19</sup> spricht Corbea-Hoisie – eindringliche Schilderungen des ruralen Umlandes gibt etwa Moses Rosenkranz’ schon als Zeitdokument wichtiges Buch *Kindheit*, auf das noch zu kommen ist.<sup>20</sup>

### III

Was sich jedenfalls sagen läßt, ist, daß mit Czernowitz ein Erbe gesucht wird, aus dem dann – einigermaßen paradox – etwas abgeleitet werden soll, das *neu* ist. Insofern ist auch nicht leicht zu sagen, ob dieser Diskurs nun konservativ sei, oder kritisch. Zu fürchten ist: Beides trifft nicht zu. Andererseits wäre durchaus vorstellbar, konservativ dahingehend zu sein, die Quellen und vor allem auch beredten literarischen Zeugnisse einem *close reading* zu unterziehen, damit aber der Vereinnahmung zu entziehen. Zu entdecken ist dann ein beträchtliches Potential an Polemik und Kritik, das ein gewissermaßen helleres Licht auf beispielweise Czernowitz wirft. Freilich ist die so entdeckte Qualität auch und vor allem

<sup>16</sup> Hans Blumenberg: Die Sorge geht über den Fluß  
Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 1988 (=Bibliothek Suhrkamp 965), S.137;  
cf. auch Rumpler: Eine Chance für Mitteleuropa, S.15

<sup>17</sup> Hermann Mittelmann: Illustrierter Führer durch die Bukowina (1907/1908), hrsg.v. Helmut Kusdat  
Wien: Mandelbaum Verlag <sup>2</sup>2002, S.29

<sup>18</sup> cf. auch Martin A. Hainz: Österreichisches Alphabet · Rose Ausländer.  
In: Literatur und Kritik, Nr 373-374, Mai 2003, S.105-110, S.106

<sup>19</sup> Andrei Corbea-Hoisie: Czernowitzer Geschichten. Über eine städtische Kultur in Mittel(Ost)-Europa  
Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2003 (=Literatur und Leben, Bd 63), S.17

<sup>20</sup> cf. Moses Rosenkranz: Kindheit. Fragment einer Autobiographie, hrsg.v. George Gutu u. Doris Rosenkranz  
Aachen: Rimbaud 2001 (=Texte aus der Bukowina, Bd 9), passim

eine des Werks, das aus meiner Perspektive – der des Literaturwissenschaftlers – im Vordergrund steht.

#### IV

Als Beispiel sei an dieser Stelle auf Paul Celan und Rose Ausländer hingewiesen, der eine – angeblich – Hermetiker, die andere – ebenfalls angeblich – eine blumige Poetin.

Tatsächlich hat Celan durchaus zugänglich, und zwar analytisch und satirisch, seine Dichtung begonnen – etwa mit *Tristete*, bei Wiedemann nicht unproblematisch betitelt mit *Trauer*.<sup>21</sup> Das rumänische Wort *Tristete* indes klingt nicht nur wie *Tristesse*, es bedeutet auch *Traurigkeit* – und *Traurigkeit* müsste darum als Titel stehen, zumal sich die Verse genau um diese drehen, um eine Befindlichkeit, die man aus der Romantik und Spätromantik kennt, um eine Melancholie, die längst Topos ist. Natürlich ist man verleitet, beim Namen *Celan* nicht das, sondern ein Trauergedicht zu vermuten. Warum *Trauer* nicht polemisch sein solle und dürfe, wäre freilich in diesem Zusammenhang auch einmal bündig von jenen zu erklären, die von eben dieser *Tatsache* implizit oder explizit ausgehen.

Das Gedicht – im Original durchgängig in Kreuzreimen und Daktylen – erzählt von einer romantischen Szenerie, in welcher die Traurigkeit („soră neagră“<sup>22</sup> / „schwarze Schwester“<sup>23</sup>) alles vereisend wirkt. Sie vereist den *Wirbel des Abendrots* – „volbura serii-auroră“<sup>24</sup>, lässt den See erstarren. Die Schwermut friert alles „cu tăcerile“<sup>25</sup>, mit den *Schweigen* (das Rumänische kennt von *Schweigen* eine Pluralform). Bruder der Traurigkeit ist jener, der ihr „als Krone [...] den zackigen Himmel aus Schnee auf die Schläfen“<sup>26</sup> setzte – der Winter also. Die Traurigkeit lacht:

„Oare mâine si toamna din nuci?“<sup>27</sup> – „Morgen wohl auch den Herbst aus den Nüssen?“<sup>28</sup>

Auch ihn einzufrieren scheint sich die Traurigkeit anzuschicken. Das Bild ist aus einem anderen Gedicht Celans – *Corona* – bekannt:

---

<sup>21</sup> cf. Paul Celan: Das Frühwerk, übers. u. hrsg.v. Barbara Wiedemann Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag <sup>2</sup>1989, S.157 u. 214

<sup>22</sup> a.a.O., S.157

<sup>23</sup> a.a.O., S.214

<sup>24</sup> a.a.O., S.157

<sup>25</sup> ebda

<sup>26</sup> a.a.O., S.214

<sup>27</sup> a.a.O., S.157

<sup>28</sup> a.a.O., S.214

„Aus der Hand frißt der Herbst mir sein Blatt: wir sind Freunde.  
Wir schälen die Zeit aus den Nüssen und lehren sie gehen:  
die Zeit kehrt zurück in die Schale.“<sup>29</sup>

Der Herbst ist die Jahreszeit des Melancholikers; in Zentralpark beschreibt Benjamin den (melancholischen) Dichter als „Herbstgeschöpf“:

„Die Heimat des schöpferischen Ingeniums ist [...] der Herbst. Der große Dichter ist gleichsam das Herbstgeschöpf.“<sup>30</sup>

Wichtig ist in *Corona* vor allem, daß die Zeiterfahrung, die zu Papier gebracht ward, dem Dichter vom Herbst aus der Hand gefressen wird, die Trauer sich eben nicht bleibend artikuliert, vielmehr ihr Unzureichen beinhaltet und sich verzehrt. Sie bricht in das, was Traurigkeit war, ein, um diese in ihrer Brüchigkeit dadurch authentisch zu machen, daß sie die *Tristesse* tilgt. Diese würde sich schließend zur Lüge, bleibt so aber unvollendet und mit sich uneins, wo sie über sich hinauswachsend eine Ahnung davon zu geben vermag, was *Trauer* wäre.

Das erzählen auch die letzten Verse, die nur scheinbar dem klassischen *Melancholie-Setting* entsprechen. Die „schwarze Schwester“<sup>31</sup> weist zurück, worin sie das lyrische Ich zu kleiden gedenkt:

„Ia n’o vrei, cea cu umbră cusută,  
păing înstelat, peste noapte să-l pui...“<sup>32</sup>

Es ist eine *Trachten-* oder *Bauernbluse*, die *mit* oder *aus Schatten genäht* ist, „besterntes Spinnweb“<sup>33</sup>, was, zumal später von „Tau“<sup>34</sup> die Rede ist, wohl Tröpfchen im Spinnennetz meint. Sie will das Kleid „über Nacht nicht tragen“<sup>35</sup> – wenn die Schatten sich wiederum ihrer Entzifferung entziehen, die Trauer wie das Dunkel diffundiert und nicht mehr in *Tristesse* (und eigentümliche Stoffe) zu kleiden ist.

Diese Polemik als Moment der Trauer zeichnet auch die *Todesfuge* aus. Es ist zu sehen, daß trotz präziser Wiedergabe einzelner Details „Celan das Grauen von Auschwitz und all

---

<sup>29</sup> Celan: Gesammelte Werke in fünf Bänden, Bd I, S.37

<sup>30</sup> Walter Benjamin: Charles Baudelaire.

Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus, hrsg.v. Rolf Tiedemann

Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag <sup>6</sup>1992 (=suhrkamp taschenbuch wissenschaft 47), S.176

<sup>31</sup> Celan: Das Frühwerk, S.214

<sup>32</sup> a.a.O., S.157

<sup>33</sup> a.a.O., S.214

<sup>34</sup> ebda

<sup>35</sup> ebda

den anderen Stätten der nationalsozialistischen Greuelthaten *nie* beschrieben (hat)<sup>36</sup>, auch nicht in jenem berühmten Poem. Einen der *Todesfuge* ein parodistisches und geradezu zersetzendes Funktionieren unterstellenden und auch nachweisenden Versuch habe ich unter dem Titel *Die »Todesfuge« – als Polemik gelesen* vorgelegt.<sup>37</sup>

Und auch in den späteren Gedichten ist noch nachzuweisen, daß diese Sprache ein Zerlegen ihrer selbst in ihre Schuld und ihre Möglichkeit ist. Viele Wendungen, von deren Hermetismus man reden hört, sind viel eher als polemisch grundierte Dekonstruktion aufzufassen. „Büßerschnee“<sup>38</sup> ist nur dann unverständlich, wenn man nicht den Terminus der physischen Erdkunde kennt, der so pyramidale Eisspitzen bezeichnet – *Stelen aus Schnee* gewissermaßen, die einem unendlichen, den Opfern von Auschwitz ja vorenthaltenen Gräberfeld gleichen.<sup>39</sup> Der „Atemkristall“<sup>40</sup> – gleichfalls in *WEGGEBEIZT* zu finden – ist nur dann eine verschlossene Reminiszenz an die Romantik, wenn man *großzügig vergißt*, daß Zyklon B in Form kleiner Kristalle in luftdicht verschlossenen Behältern zu den Vernichtungslagern geliefert wurde.

## V

Ähnlich ist es – wie angedeutet – im Falle der blumigen Dichterin Rose Ausländer, der man noch mehr als Celan das harmonische Czernowitz ab- und in sie zugleich hineinlesen wollte.

### „Bis an den Nagelmond

Bis an den Nagelmond  
denk ich an dich  
wenn die Nacht mich nimmt

Sie haben dich begraben  
im Feuer

<sup>36</sup> Martin A. Hainz: Masken der Mehrdeutigkeit. Celan-Lektüren mit Adorno, Szondi und Derrida  
Wien: Braumüller <sup>2</sup>2003 (= Untersuchungen zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts, Bd 15), S.16

<sup>37</sup> cf. Martin A. Hainz: *Die Todesfuge – als Polemik gelesen*.  
In: Stundenwechsel. Neue Lektüren zu Rose Ausländer, Paul Celan, Alfred Margul-Sperber  
und Immanuel Weißglas, hrsg.v. Andrei Corbea-Hoisie, George Guțu u. Martin A. Hainz  
Iași, Konstanz, București: Editura Universității »Al. I. Cuza«, Hartung-Gorre Verlag, Editura Paideia 2002  
(= Jassyer Beiträge zur Germanistik IX · GGR-Beiträge zur Germanistik, Bd IX), S.165-188, passim

<sup>38</sup> Celan: Gesammelte Werke in fünf Bänden, Bd II, S.31

<sup>39</sup> cf. auch Uta Werner: Unendliches schaufelt. Paul Celans Lyrik und die Wiederkehr des Verworfenen.

In: Die Endlichkeit der Literatur, hrsg.v. Eckart Goebel u. Martin von Koppenfels  
Berlin: Akademie Verlag 2002 (LITERATURFORSCHUNG), S.131-145, S.142f. u. 145

<sup>40</sup> Celan: Gesammelte Werke in fünf Bänden, Bd II, S.31

Ich halte den Gedanken  
deiner Asche  
im Blutgefäß  
das rastlos zum Herzen führt  
deinen Namen

Wie schön  
Asche blühen kann  
im Blut<sup>41</sup>,

schreibt Rose Ausländer. Das Gedicht ist dicht gewoben und schließt mit einer scheinbar versöhnlichen Wendung. Den lautlichen Aufbau des Gedichts, um in medias res zu gehen, kann man als sich leicht zum *U* hin verdunkelnd bezeichnen: *Blut* und *Blüte* beschließen das Gedicht, das freilich zu einem Ende nicht kommt. Interessant ist ganz ohne Zweifel die Serie *Nagelmond – Nacht – (nimmt) – Namen*; auch die Parallele von *Gedanken* und *(Blut)gefäß* ist unübersehbar; der *Gedanke* kehrt in *denk – dich – dich – (Ge)danken – deiner – deinen* wieder. Eher dezent klingen Wortenden aneinander an, wobei der Reim jedoch nicht eintritt – die *Waisen* überwiegen in diesen Versen gewissermaßen, was auch darin begründet sein mag, daß das Gedicht, dessen Zentrum ein wörtlich absenter *Schmerz* ist, angesichts der Zusammenführung von medizinischem Fachausdruck (*Blutgefäß*) und *Herz* von Reimabnutzung unmittelbar bedroht wäre...<sup>42</sup> Vor allem aber ist die Signalwirkung zweier dann doch deutlich aufeinander bezogener Wörter gesteigert: *begraben – Gedanken*.

Ein Wort wird zum Inbegriff des Verlusts – die *Asche*, die als einziges sinntragendes Wort zweimal genannt ist, insofern *Blut* nur einen Teil des Kompositums *Blutgefäß* wiederholt oder umgekehrt zuerst nur in diesem gegeben ist. *Asche* ist im *Blut*: Das ist eine Integration, die mißglückt ist, der Verlust ist ein Anderes im Eigenen, die Trauer ein prekärer Vorgang, der das Subjekt und das, was verloren ist, zu zerstören droht. „Nicht immer gelingt es Rose Ausländer, [...] die *Asche* fortzuwischen“<sup>43</sup>, so schreibt dagegen eine Interpretin, die letztlich erkennt, daß *Asche* ein *nie* implizierte; Neumann hat sehr früh in bezug auf Celan die auch für diese Verse Rose Ausländers zentrale Frage gestellt, „ob [...]

---

<sup>41</sup> Rose Ausländer: Gesammelte Werke in sieben Bänden [und einem Nachtragsband mit dem Gesamtregister], hrsg.v. Helmut Braun Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag 1984ff., Bd 3, S.36

<sup>42</sup> immerhin ist *Herz / Schmerz* bei Wilpert Paradebeispiel für den „Verschleiß des Reims durch Verwendung allzu abgegriffener Reime“ – Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 1989 (=Kröner Taschenausgabe, Bd 231), S.756

<sup>43</sup> Maria Denise Amon: Hoffnung und Erinnerung in der späten Lyrik von Rose Ausländer Köln: Magisterarbeit 1998, S.12

Asche [...] *noch als Asche* das Bild des Verbrannten bewahrt“<sup>44</sup>.<sup>45</sup> Wie die *Todesfuge*, so zeigt auch *Bis an den Nagelmond* kurzum nicht, was verloren ist, sondern die Unfähigkeit zur Trauer, darin analytisch und von großer Schärfe.

Wie trügerisch hingegen jene Texte sind, die etwas präzise einklagen, und zudem in etwa das, was als Einzuklagendes die Leserschaft sich erwartet, hat dagegen der Fall Wilkomirski gezeigt. Gerade an seiner Autobiographie wurde eine *Authentizität* erkannt, die in dieser Form wahrscheinlich nicht möglich ist. Doch gerade dies: daß Trauer eben nicht zuletzt ein *Formproblem* sei, wurde ignoriert:

„Kein Schrei kommt aus seiner Kehle, aber ein mächtiger, schwarzer Strahl schießt aus seinem Hals, als das Gefährt ihn krachend an der Hauswand zerquetscht.“<sup>46</sup>

Dies, aber auch die Beschreibung der aus *Hunger abgenagten eigenen Hände*<sup>47</sup>, es ist gleichermaßen von einer Drastik, die fragen läßt, ob soviel Beschreibungsmacht nicht schon ins Gegenteil umschlägt, in etwas, das der Triumph ist, nun ignorieren zu können. Dieses Problem wäre schon zu sehen gewesen, ehe die Fälschung als solche entlarvt wurde; stilistisch wäre der Text – bei aller Behutsamkeit dem, den man für ein Opfer hielt, gegenüber – schon immer als falsch zu erkennen und zu bezeichnen gewesen.<sup>48</sup>

Rose Ausländers Trauer ist wie auch jene Celans anders strukturiert – in Konfrontation mit der eigenen stilistischen Hinfälligkeit, die jedenfalls angesichts dessen besteht, was jede Mimesis verunmöglicht, in Konfrontation mit einer Kultur, die nicht verstehen kann, was sie doch sehr wohl verschulden konnte... Kulturkritisch sind darum die trauernden Verse des Gedichts *Rückblick*. Es findet sich darin etwas abgekürzt die folgende Formel zur *conditio humana*:

---

<sup>44</sup> Peter Horst Neumann: Zur Lyrik Paul Celans. Eine Einführung  
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1990 (=Kleine Vandenhoeck-Reihe 1286), S.52

<sup>45</sup> cf. zur Asche ferner Jacques Derrida: Feuer und Asche, übers. Michael Wetzel  
Berlin: Binkmann & Bose 1988, S.15 u. 25

sowie Jacques Derrida: Schibboleth. Pour Paul Celan  
Paris: Éditions Galilée 1986 (Collection *La philosophie en effet*), S.111

<sup>46</sup> Benjamin Wilkomirski: Bruchstücke. In: Jelineks Wahl. Literarische Verwandtschaften,  
hrsg.v. Elfriede Jelinek u. Brigitte Landes  
München: Wilhelm Goldmann Verlag 1998 (btb Taschenbücher), S.147-153, S.150

<sup>47</sup> cf. Benjamin Wilkomirski: Die Knochen. In: Jelineks Wahl. Literarische Verwandtschaften,  
hrsg.v. Elfriede Jelinek u. Brigitte Landes  
München: Wilhelm Goldmann Verlag 1998 (btb Taschenbücher), S.153-155, S.155

<sup>48</sup> cf. zum *Fall Wilkomirski* Hans-Martin Lohmann: Angeeignete Opferidentität. In: DIE ZEIT, Nr 30, 20. Juli 2000, S.41  
sowie Fotis Jannidis et al.: Autor und Interpretation.  
In: Texte zur Theorie der Autorschaft, hrsg.v. Fotis Jannidis et al.  
Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2000 (=Universal-Bibliothek Nr 18058), S.7-29, S.7

„Schön der Mensch  
wer leugnets

[...]

Sein Drang zu schaffen  
Menschen zu schaffen  
Menschen aus der Welt zu schaffen

Mit schönen Händen  
Städte bauend  
Häuser mit mächtigen Öfen“<sup>49</sup>...

Diese Verse zitieren eine Kultur und ihr Scheitern herbei; „Zitate zeugen von Unkultur“<sup>50</sup>, in diesem Falle: einer, die der scheinbar geglückten vorzuziehen ist.

Wer nun, um den Bogen zu schließen, die Gedichte Rose Ausländers zu Czernowitz genau genug liest, wird feststellen, daß auch hier ihre Worte jene Schärfe auszeichnet: „Der Spiegelkarpfen / in Pfeffer versulzt / schwieg in fünf Sprachen“<sup>51</sup> – so widerlegt die Dichterin das Klischee, noch ehe es geboren ist.<sup>52</sup>

Konzediert sei aus der Perspektive des Literaturwissenschaftlers, daß dieses kritische Moment im Werk eines Dichters nicht ungerne vorgefunden werden mag, ist doch der Exeget eines Werks von der Qualität dessen gewissermaßen abhängig, den er auslegt.

## VI

In bezug auf Czernowitz war schon von Mosenkranz' Autobiographie die Rede – es sei an ihr nochmals und noch deutlicher gezeigt, daß die Genauigkeit der Beobachtung eine unschätzbare Qualität nicht nur für den Germanisten, sondern ebenso für den Historiker darstellt, vielleicht für ihn sogar noch mehr, denn Rosenkranz' Autobiographie ist *literarisch* nicht völlig überzeugend.

Rosenkranz zeigt ein Klima der Vielsprachigkeit und der Ironie; die Skepsis nicht zuletzt gegen die Kultur, die zwar ein Zusammenleben erlaubt, aber sich auch als Fassade erweist,

<sup>49</sup> Ausländer: Gesammelte Werke in sieben Bänden, Bd 5, S.163

<sup>50</sup> Michel Serres: Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische, übers.v. Michael Bischoff Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 1993, S.460

<sup>51</sup> a.a.O., Bd 2, S.16

<sup>52</sup> cf. Martin A. Hainz: Entgöttertes Leid. Zur Lyrik Rose Ausländers unter Berücksichtigung der Poetologien von Theodor W. Adorno, Peter Szondi und Jacques Derrida

Wien: Dissertation 2000, S.157 u. passim

sowie Eva Reichmann: Czernowitz in der Lyrik von Rose Ausländer – Erinnerung und / oder Fiktion?

In: »Gebt unseren Worten / nicht euren Sinn«.

Rose Ausländer-Symposium Düsseldorf 2001, hrsg.v. Walter Engel u. Helmut Braun

Köln: Rose Ausländer-Stiftung 2001 (= Schriftenreihe der Rose Ausländer-Stiftung, Bd 11), S.77-96, S.87

ist gerechtfertigt – Klischees bestimmen das Bild des jeweils anderen. „Kosaken haben kein Gesicht“<sup>53</sup>, so glaubt nicht nur der Ich-Erzähler. Er glaubt es, wiewohl er selbst nicht minder Objekt stereotyper Urteile ist. Rosenkranz' Weg konfrontiert ihn permanent mit Situationen, die ihn bitter lernen lassen, was es heißt, über die Zugehörigkeit zu einer *Rasse* definiert zu werden. Als Jude ist er immer schon be- und abgeurteilt, steht er krumm, ist er „Bethausjude“<sup>54</sup>, andernfalls „wie'n Jude in der Parade“<sup>55</sup>...

Diese Lebensschilderung zeigt, daß das Vorurteil *allgemein* das Mit- und Nebeneinander in der Bukowina und auch in Czernowitz prägt. So ist nicht nur der Kosake eine Monstrosität, ähnlich wird – zuweilen mit und oftmals ohne Understatement – auch von anderen Volksgruppen gesprochen. Die Mutter des Ich-Erzählers kleidet sich beispielsweise in einer markanten Passage in der Tracht der *Landbevölkerung* – der gesunde Sinnlichkeit zugesprochen wird, weshalb ihr Gemahl augenzwinkernd kommentiert, nun gleiche sie nicht bloß, sie sei vielmehr geradezu: eine „Ruthenenschickse“<sup>56</sup>. Hier erweist sich das Buch in seiner Vielschichtigkeit als tatsächlich wichtig.

Auch Rosenkranz' Beschreibung der „große(n) Stadt Czernowitz“<sup>57</sup> ist von dieser Qualität. Der Verfasser ist nicht in der Hauptstadt der Bukowina, sondern in deren Umland, genauer: in Berhometh aufgewachsen – und schildert die berühmte Stadt Czernowitz darum weder als Besucher, der Wien kennt und Czernowitz als Miniatur der Hauptstadt wahrnimmt, noch als Bürger, der aus Czernowitz stammt. Die schon erwähnten Gegensätze von Stadt und Land in jener Umgebung werden sonst oftmals vergessen, hier aber aufgrund der Vita heftig empfunden und aufschlußreich geschildert. Wer nur einen nie ganz trockenen Lehm Boden kennt, muß Czernowitz als „beutereiches Dickicht“<sup>58</sup> empfinden.

Gerade, weil Rosenkranz wenige Illusionen zuläßt, wird klar: An der Bukowina ist – auch – etwas unerhört Humanes, und zwar auch darum, weil sich niemand *beheimatet* darin fühlt, was ein babylonisches Gespräch *erzwingt* und *ermöglicht*:

„Wenn das Herz zum Ausdruck drängte, und miteinander, sprachen  
die Eltern jüdisch; mit uns Kindern, deutsch; mit der Dienstmagd,  
dem Gesinde auf der Pachtung und den Einwohnern des Dorfes,

---

<sup>53</sup> Rosenkranz: *Kindheit*, S.56

<sup>54</sup> a.a.O., S.116

<sup>55</sup> ebda

<sup>56</sup> a.a.O., S.69

<sup>57</sup> a.a.O., S.156

<sup>58</sup> a.a.O., S.212

ruthenisch; mit den Gutsbesitzern der Umgebung polnisch; und mit den einkehrenden Reisenden, je nach Bedarf, eine dieser Sprachen, deren keine sie wohl musterhaft beherrschen mochten, aber jede gefällig und phantasievoll zu verwenden schienen, denn es wurde ihnen immer mit Vergnügen und Interesse zugehört.”<sup>59</sup>

Von Czernowitz insgesamt ist nur in Geschichten zu erzählen. *Czernowitzer Geschichten* ist so selbst (oder gerade) der stringente und aus einem fundierten, reflektierten Geschichtsbewußtsein verfaßte Band Corbea-Hoisies betitelt. Von der Konzeption her interessant ist darum der Czernowitz-Band Heppners, worin verschiedene (nationale) Erkenntnisinteressen gleichsam postmodern nebeneinander gestellt werden – leider ist dieses Projekt, das in der Folge *nur* in die Ressentiments der Verfasser förmlich zerfällt, gescheitert.<sup>60</sup>

## VII

Benjamin dürfte mit ein paar Worten alles gesagt haben, was zur Historie nicht nur des näher betrachteten Landstrichs und seiner Hauptstadt abschließend zu sagen ist: Er wünschte sich den „Chronist(en), welcher die Ereignisse hererzählt, ohne große und kleine zu unterscheiden“<sup>61</sup>, und „damit der Wahrheit Rechnung (trägt)“<sup>62</sup>. Als solche (Text-)Ereignisse lassen sich die Dokumente auffassen, die von Czernowitz ein vieldeutiges Bild geben, welches nicht zu einer Wahrheit gerinnt, als solche Textereignisse müssen insgesamt die Texte, die eine literarische Qualität auszeichnet, gelten. Sie haben keinen, oder genauer: nicht *einen* Sinn. Gleichwohl zeigt der erwähnte Band Heppners, warum Benjamin sich *einen* Chronisten wünscht; hierin ist eine sich bescheidende Aufklärung, die sich dennoch nicht in der Vielzahl von Erzählungen verliert, gegeben. Der Verzicht auf *die* Geschichte, die den Plural der Erzählungen sowie deren Anspruch zu bedenken und zu würdigen vermag, wäre bald ein Rückfall in eine Ideologie, die um sich allenfalls die bloße Anekdote duldet. Es geht bei der Vielheit um einen *Anspruch*, nicht um eine *Realität* – und dieser *Anspruch* verweist auf eine *Verantwortung*.<sup>63</sup>

<sup>59</sup> a.a.O., S.10

<sup>60</sup> cf. die Rezension von Dieter Lohr: *Harald Heppner (Hrsg.), Czernowitz, Walter Schmitz / Ludger Udolph (Hrsg.): Tripolis Praga*. In: Stundenwechsel. Neue Lektüren zu Rose Ausländer, Paul Celan, Alfred Margul-Sperber und Immanuel Weißglas, hrsg.v. Andrei Corbea-Hoisie, George Gutu u. Martin A. Hainz Iasi, Konstanz, Bucuresti: Editura Universitatii »Al. I. Cuza«, Hartung-Gorre Verlag, Editura Paideia 2002 (=Jassyer Beiträge zur Germanistik IX · GGR-Beiträge zur Germanistik, Bd IX), S.474-478, S.474ff.

<sup>61</sup> Walter Benjamin: *Gesammelte Schriften*, hrsg.v. Rolf Tiedemann et al.

Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 1991 (=suhrkamp taschenbuch wissenschaft 931-937), Bd I:2, S.694

<sup>62</sup> ebda

<sup>63</sup> Michael Hardt und Antonio Negri formulieren dagegen zum Begriff der *Postmoderne* – das Dilemma der *Legitimationsgeschichte*, die es zu vermeiden gälte, freilich recht präzise treffend –:

„Im Gegensatz zu dem allerdings, was manche postmodernen Ansätze gerne hätten, ist die imperiale Maschine weit

Vielleicht wäre gerade dies der eingeforderte Nutzen der Kulturgeschichte: *unbrauchbare* Bilder zu geben und zu zeigen, daß deren Unbrauchbarkeit eine Qualität ist, die uns unverzichtbar sein muß.

erstmal erschienen in:

<http://www.forumkulturgeschichte.de>, Nr 1/2004:

**Erkenntnisinteressen, S.1-14**

---

davon entfernt, »große Erzählungen« auszulöschen, sie produziert und reproduziert sie vielmehr [...], um ihre eigene Macht zu legitimieren und zu zelebrieren.“

– Michael Hardt, Antonio Negri: Empire. Die neue Weltordnung, übers.v. Thomas Atzert u. Andreas Wirthensohn Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2002, S.48f.